

Nr. 288. Bromberg, den 14. Dezember 1930.

Der Farmer von Riveglast.

Roman von Gert Rothberg.

„Servus, Rainer — Seine Majestät fährt morgen früh nach Schönbrunn.“

Der Adjutant Graf Ferdinand Colany sah seinen Freund und Vorgesetzten, den Erzherzog Franz Friedrich Rainer, triumphierend an. Der vergaß alle Würde und machte einen Luftsprung.

„Ferdi, wir gehen halt in den Prater Mich verlangt es danach, mich auszutoben, aber gründlich.“

Der Erzherzog bog seinen schlanken, hochgewachsenen Körper dem Freund fragend entgegen.

„Du gehst doch mit? Fang' mir nur nicht etwa vom Burgtheater an, ich schlaf' sonst ein.“

Graf Colany lachte

„Du, wenn das herauskommt, daß ich dich zu solchen Dummheiten begleit', flieg' ich auf der Stelle.“

Die großen dunklen Augen des Erzherzogs blitzten.

„Ich bin viel lieber im Prater und eß an einer Bude Würstel, als daß ich an einer langweiligen Hoftafel teilnehm'. In dieser Beziehung bin ich nach der Mama selig, die wegen ihrer freien Meinung bei Hofe verhaßt war; und sie war doch das Liebste, das Beste, was ich besaß Der Papa ist ja halt in der höfigen Etikett' eing'froren oder eingetrocknet, — wie du willst. Du, Ferdi, ich bin übrigens nicht zum Abschiedsmahl geladen, — das riecht nach Ungnade. Das Magendrücken, das mich bei diesem Gedanken befällt, das laß ich mir bestimmt im Prater wegmassieren. Ich erwarte dich also heute abend Punkt 8 Uhr an unserem alten Treffpunkt.“

„Zu Befehl, Kaiserliche Hoheit!“

Die Hacken klappten zusammen. Graf Colany hatte das Zimmer verlassen. Erzherzog Rainer warf sich auf das Ruhebett. Er rauchte eine Zigarette. Seine Augen folgten nachdenklich den kunstvollen Ringen, die zur Decke stiegen. Plötzlich warf er den Rest der Zigarette in den Aschenbecher. Er wußte schon, aus welcher Ecke diese Ungnade geweht kam; man hatte ihm vor längerer Zeit nahegelegt, sich um die Erzherzogin Marie Pauline zu bewerben

„Brr!“

Erzherzog Rainer sprang auf. Wie ein gefangener Tiger lief er im Zimmer hin und her. Marie Pauline war fünf Jahre älter wie er, besaß ein scharfgeschnittenes Gesicht, grauen Teint, schwarzes streifsträhniges Haar und eine eckige Figur.

Erzherzog Rainer lachte ärgerlich auf.

„Natürlich, für mich haben's ja die größte Vogelscheuche herausg'sucht. Die können lang warten, bis ich zu dem Unfug Ja und Amen sag'!“

Er ging langsam durchs Zimmer, blieb schließlich vor dem Bild seiner Mutter stehen. Ein schönes sympathisches Gesicht mit großen Augen und einem genußfrohen Mund.

„Gelt, Mutter, so a alte Heuschrecken hast nicht für deinen Rainer haben wollen?“

Plötzlich wurde sein schmales Gesicht tiefernst.

„Ach Mutterl, warum hast du mich auf dieser eisigen Höhe allein gelassen? Ich habe dein südliches Blut in den Adern, habe mich gleich dir mißliebig gemacht. Aber wenn es zehnmal zum Bruch kommt — die Poulin' heirat ich nicht. Die nicht!“

Von unten herauf ertönte Marschmusik. Wie elektrisiert hob Rainer den Kopf, ging ans Fenster. Er wiegte sich im Takt. Die knapp anliegende Uniform stand seiner tadellos gewachsenen Figur vorzüglich. Als die Wache vorüber war, zog der Erzherzog sich an.

*

. . . Eine knappe halbe Stunde später stand Rainer vor seinem Onkel und Obersten Erzherzog Friedrich Eberhard. Er meldete sich und blieb dann abwartend, in dienstlicher Haltung, stehen.

Der Oberst lief, die Hände auf dem Rücken, eine ganze Weile im Zimmer hin und her. Endlich wandte er sich kurz auf den Hacken um und sah den regungslos Dastehenden durchbohrend an

„Ich habe Ihnen die Mitteilung zu machen, Herr Rittmeister, daß man Ihre Verlobung mit Erzherzogin Marie Pauline binnen vierzehn Tagen an höchster Stelle erwartet.“

Der Oberst machte bei seinen Worten ein sehr strenges Gesicht Er war sonst ein fideler alter Herr, doch jetzt mußte er den strengen Onkel und bärbeißigen Vorgesetzten herauskehren. Er hatte nach höherem Befehl zu handeln. Zudem — Strenge war bei Rainer angebracht, der hatte schon zu viel Unfug angestellt. Der Oberst war aber auch gerecht genug, vor sich selber zuzugeben, daß man Rainer doch hart strafte, wenn man ihm ausgerechnet Marie Pauline aufzwang, die so gar nichts von der berühmten Schönheit der habsburgischen Prinzessinnen an sich hatte. In der Brust des alten Herrn regte es sich wie Mitleid. Trotzdem klang seine Stimme noch immer streng, als er fragte:

„Haben Sie mich verstanden, Herr Rittmeister?“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

„Nun? — Und?“

Die Brauen des alten Herrn zuckten ungeduldig. Die schlanke Figur Erzherzog Rainers wuchs hoch empor.

„Ich melde Ihnen ganz gehorsamst, Herr Oberst, daß man an höchster Stelle vergeblich auf diese Verlobung war-

ten wird. Ich weigere mich, Erzherzogin Marie Pauline zu heiraten."

Das Gesicht des Obersten wurde dunkelrot. Er packte den noch immer in dienstlicher Haltung vor ihm Stehenden am Arm.

„Rainer, du wirst Order parieren. Oder willst du auch von dir reden machen wie andere Prinzen aus dem Hause Habsburg? Soll Seine Majestät nie Ruhe vor diesen Dingen bekommen?"

Rainer verbeugte sich.

„Verzeihung, ich möchte niemanden kränken, doch diese Heirat ist eine Unmöglichkeit. Marie Pauline ist nicht die Frau, die zu mir gehört."

Erzherzog Friedrich schwieg eine geraume Weile und zuckte nur mit den Schultern. Dann sagte er halblaut:

„Du bist ein Starrkopf. Füge dich dem kaiserlichen Willen und tue dann, was du Lust hast."

Über das Gesicht Rainers ging ein spöttisches Zucken. Man hatte ihm so oft moralische Standpauken gehalten. Er hatte jetzt einen Begriff bekommen, wie diese Moral aussehen durfte. Die idealen Empfindungen in ihm regten sich. Doch er schwieg.

Des Obersten Stimme ertönte:

„Was habe ich in Schönbrunn beim nächsten Rapport zu melden?"

„Daß ich mich zu dieser Ehe nicht zwingen lasse und lieber die schwersten Folgen auf mich nehme."

Kalt und klar hatte Rainers Stimme geklungen. Die Augen des Obersten schossen Blitze.

„Danke, Herr Rittmeister, — die Folgen auf Ihr Haupt!"

Der Oberst sah eine Weile schweigend auf die Tür, die sich hinter Rainer geschlossen hatte. Dann pfiff er wütend einen Marsch. Er sah die schönsten Unannehmlichkeiten für Rainer in der nächsten Zukunft. Und er hatte ihn gern, trotz allem, den flotten schönen Menschen. Und wenn ihn nicht alles täuschte, dann teilte sogar sein eigenes Töchterchen diese Sympathie. Seine kleine Regina. Hoffentlich blieb es auf dieser Seite bei Sympathie, denn sonst harrten seines geliebten Kindes die bittersten Kämpfe. Der oberste Wille hatte bestimmt, alles hatte sich ihm zu beugen. Schließlich war es eben doch das Beste, wenn man Rainer an die Kette legte. Der wollte sonst vielleicht noch gar eine der Künstlerinnen vom Josef-Theater heiraten, reichlich viel trieb er sich ja dort herum. Man war ja über jeden Schritt Rainers unterrichtet, denn bei Hofe gab es Kreaturen genug, die es sich zur Ehre anrechneten, den Spion zu spielen, selbst dann, wenn dieser in Ungnade Gefallene einer der Erzherzöge war. Wütend über diese Erkenntnis pfiff der Oberst weiter.

— — — Währenddessen hatte Erzherzog Rainer im Vorzimmer noch eine Unterredung.

„Ach, Rainerl, daß du die Paulin' heiraten mußt, diese Vogelscheuchen. Ich kann es dir nicht verdenken, wenn du die nett magst. Doch sie sprechen alle furchtbar böse von dir. Ich wollte, ich wäre ein Mann. Da würde ich auch überallhin gehen, dorthin, wo es mir halt gefiel'. Und ich erst. Immer ist diese greuliche Hochbrück dabei. Wie ich ihr verhutzeltes Gesicht hasse, nicht zu sagen. Aber Rainerl du, was wirst du tun?"

Fragend war das liebreizende kindliche Gesicht Erzherzogin Reginas zu Rainer erhoben.

„Ich warte in Ruhe ab, und dann werd' ich eben verschwinden", erklärte er ruhig.

Beschwörend faßte Regina seine Hand.

„Geh' nicht, Rainer!" bat sie flehend. Sein Gesicht wurde ernst.

„Wenn ich die Paulin' nicht nehm', bleibt mir nichts anderes übrig", sagte er.

Eine Weile schwiegen beide, dann meinte Rainer:

„Doch nun steck' ein anderes Gesicht auf, Regina, du gefällst mir viel besser, wenn du lachst. Wir probieren halt schnell noch einmal den Walzer."

Lachend nahm er sie in die Arme und tanzte mit ihr durch das hohe Zimmer Er pfiff dazu, und sie hatten Beide ganz vergessen, wo sie sich befanden, bis eine zornige Stimme sie ganz aus ihrer Versunkenheit riß.

„Regina, hierher! Herr Rittmeister, es ist unglaublich. Nach dem, was ich Ihnen vorhin zu sagen gezwungen war, jetzt dieser Übermut. Ich verbiete Ihnen bis auf weiteres das Betreten meines Hauses."

„Zu Befehl." Die Tür klappte zu. Außer sich vor Schmerz rief Regina:

„Ihr habt alle zusammen nicht das Recht einen Menschen zu etwas zu zwingen, was seinen innersten und heiligsten Empfindungen widerspricht. Was hat Rainer getan, daß ihr alle ihn plötzlich behandelt wie einen Verbrecher? Nur weil er die Frau nicht mag, die ihr ihm bestimmt habt! Die Paulin', die unzählige Male fremden Prinzen vorgestellt worden ist, immer mit der heimlichen Absicht, sie an den Mann zu bringen! Die haben alle erschrocken das Weite gesucht, nur für Rainer soll es kein Entrinnen geben."

Sie schwieg aufatmend.

Der Oberst hatte seine Tochter sprachlos angesehen, jetzt packte er zornig ihre Hand

„Wer hat dir diese rebellischen Ansichten in den Kopf gesetzt?" fragte er.

„Niemand. Doch ich habe trotz meiner Jugend meine eigenen Gedanken, weil ich keine Pagode bin, wie die da drüben, die ewig und zu allem mit den Köpfen nicken. Ich werde es genau so machen wie Rainer, wenn ihr mir einen Mann bestimmt, den ich nicht mag."

Ganz kampfbereit klang das Der Erzherzog sah sein Kind stumm an Die flammende Empörung in den großen blauen Augen machte ihn wehrlos. Plötzlich senkte er die Stirn in die Hände.

„Wir haben viel Rebellen im Hause Habsburg, wie soll das enden?" dachte er bitter.

Reginas Stimme erklang von neuem.

„Nimm mir die Hochbrück fort, Vater. Sie will mich verknöchern Ich soll nicht so sein und nicht so. Ewig nörgelt und zupft sie an mir herum. Gib mir einen jungen fröhlichen Menschen, in der jetzigen Atmosphäre, die die Hochbrück um mich breitet, ersticke ich."

Bittend hob Regina die Hände.

„Verzeih', Vaterl, daß ich dir das sage. Du hast mit der Mutter nicht glücklich gelebt, bist ja auch gezwungen worden."

Der alte Herr hob das Gesicht, sah sein Kind an und plötzlich liefen zwei große Tränen über dieses in Schmerz erstarrte Gesicht. Erzherzog Friedrich dachte an seinen Jugendtraum.

„Geh, Kind," sagte er mit müder Stimme, „geh, und mit der Hochbrück, das will ich mir überlegen. Sie gefällt mir auch nicht."

Dankbar küßte Regina die Hand ihres Vaters.

— — — In ihren Zimmern wurde sie bereits von der Gräfin Hochbrück erwartet. Die Dame stand steif aufgerichtet. Die kalten grauen Augen blickten der jungen Erzherzogin entgegen. Die unmelodische Stimme der Gräfin erklang:

„Es ist bereits elf Uhr, Kaiserliche Hoheit. Der französische Lehrer wartet seit einer halben Stunde."

„Was ihm hoffentlich nichts geschadet hat," sagte Regina gleichgültig.

Die gewölbten schwarzen Brauen der Gräfin hoben sich ganz hoch

„Ich muß bemerken, Kaiserliche Hoheit, daß Sie mir mein Amt unnötig erschweren," sagte sie scharf.

Regina lachte trotzig auf.

„Sie sind bald erlöst", sagte sie dann plötzlich freundlich. Der Gräfin blieb das Wort einer Entgegnung in der Kehle stecken. Hatte jemand sie verklatscht? Um alles in der Welt wollte sie das hochbezahlte, ehrenvolle Amt nicht aufgeben.

Trotzdem Erzherzogin Regina anscheinend eifrig den Ausführungen ihres Lehrers folgte, weilten ihre Gedanken doch mit banger Sorge bei Erzherzog Rainer. Wie sollte das alles werden? Ihre erste keusche junge Liebe gehörte dem Vetter, der so oft mit seinem frohen, sorglosen Lachen einen Lichtblick in die düstere Atmosphäre des alten Palastes brachte.

„Der Rainerl braucht mich nicht zu lieben wie ich ihn, nur glücklich soll er halt sein“, dachte sie, und ein zitternder Atemzug hob die junge Brust.

(Fortsetzung folgt.)

Onkel Emil zaubert.

Humoreske von Rudolf Daude.

Glauben Sie mir: Es ist kein Genuß, einen Zauberkünstler in der Familie zu haben. Ich weiß das, denn Onkel Emil zaubert.

Als Onkel Emil zum ersten Male mit seiner Kunst vor die Öffentlichkeit trat, haben wir alle noch herzlich gelacht. Nicht alle, aber doch die meisten von uns. Das Lachen sollte uns bald vergehen.

Die Sache begann mit einer Geburtstagsfeier, zu der sich wie üblich eine Riesenhorde von Tanten, Onkeln, Vettern, Basen, Schwiegersöhnen und ähnlichen geschätzten Familienmitgliedern eingefunden hatte.

Da klopfte Onkel Emil plötzlich an sein Glas: „Ich werde euch jetzt einige Zauberkunststücke vorführen.“

Er nahm ein weichgekochtes Ei aus dem Eierkorb, zeigte es mit bedeutungsvoller Miene der gespannt zuschauenden Verwandtschaft, rieb die Handflächen ein wenig gegeneinander und sagte „Hokus pokus fidibus“.

Das Ei war verschwunden.

Darauf richtete er seinen Blick fest auf die ihm gegenübersitzende Tante Anastasia, langte plötzlich über den Tisch, ergriff der Tante Nasenspitze und sagte: „Hier ist . . .“

Ein Schrei von Tante Anastasia unterbrach ihn. Zwischen Onkel Emils Fingern quoll es gelb heraus und triefte wie die Träne eines liebeskranken Walfisches haargenau in Tante Anastasias Ausschnitt.

„Der Trick ist leider nicht ganz gelungen“, stellte Onkel Emil fest, indem er seine Hand an dem Damasttischtuch säuberte. „Ich zeige euch dafür jetzt den berühmten Bellachini-Trick mit einem Spiel Karten.“

Er zog aus der Hosentasche ein Spiel neuer Spielkarten und ließ Vetter Paul mischen.

„Ziehe eine Karte heraus und merke sie dir!“ sagte er zu mir. — Ich zog die Herz-Dame.

„Ich bitte, sie wieder unter das Spiel zu mengen und gut durchzumischen.“ — Ich mischte.

„Jetzt werde ich die Karte, die du in der Hand hattest, wiederfinden“, sagte Onkel Emil und blätterte das Spiel durch. Er zog eine heraus und warf sie siegesbewußt auf den Tisch. Es war Pique-Sieben.

„Ich bin noch zu ungeübt“, stellte Onkel Emil fest. „Aber jetzt zeige ich euch einen atemraubenden Trick, der mir bestimmt gelingen wird.“

Er entnahm seiner Brieftasche einen Zwanzigmarkschein und ließ dessen Echtheit prüfen. Inzwischen entzündete er eine Kerze, nahm dann den Schein wieder an sich, faltete ihn kunstvoll zusammen und verbrannte ihn. Atemlos und erstaunt folgte die Familie dem Drama. Die Asche zerstreute Onkel Emil in alle Winde, wobei er die Arme wie zu einer Beschwörung aller Geister der Unterwelt feierlich empor reckte. Und siehe da: aus Onkel Emils Hand wuchs ein Zwanzigmarkschein hervor und entfaltete sich triumphierend, als das letzte Aschenrestchen zu Boden sank.

Ein Aufatmen ging durch die Familie.

Seit dem Tage begannen Onkel Emils Triumphzug als Zauberkünstler und ein steiniger Leidensweg der Verwandtschaft. Onkel Emil begann uns mit seinen Kunststücken zu tyrannisieren.

War gerade einmal eine interessante Unterhaltung über den versoffenen Rendanten Meier oder die junge Frau Schulze im Fluß, die . . . ach du lieber Himmel, man hört ja so allerhand . . . der arme Mann . . . Hatten wir uns gerade zum männermordenden Dauerskat niedergelassen, so ertönte befehlend und unerbittlich Onkel Emils Stimme: „Ich werde euch jetzt mal . . .“

Wir wollten keine Tricks mehr sehen, wir hatten alle die Nase voll. Onkel Balthasars goldener Uhr hatte er schon den Garaus gemacht. Mit einem Trick natürlich (jeder Mensch hätte das auch ohne Trick fertig gebracht). Tante Bettys Brosche war verschwunden. Eine Gardine hatte bei einem Kerzentrick Feuer gefangen. Aber Onkel Emil fand weder Maß noch Ziel.

Die Familie bebte schon vor jedem Trick und hätte dem Zauberkünstler gern ein angemessenes Monatshonorar ausgesetzt, wenn er sie verschont hätte. Sie wagten aber niemals etwas zu sagen und so machte Onkel Emil eben weiter.

Bis ich beschloß, der Sache endlich ein Ende zu bereiten. Ich wußte, daß Onkel Emil von Natur geizig ist, und baute darauf meinen Plan auf.

Bei seinem Trick mit dem Verbrennen des Geldscheines hatte er unter den Ring eine Imitation geklemmt, die er geschickt im geeigneten Augenblick hervorzog und verbrannte. Das hatten ich gesehen.

„Ich werde euch jetzt den atemraubenden Trick mit dem Zwanzigmarkschein zeigen“, sagte Onkel Emil und entzündete eine Kerze. Er entnahm seiner Brieftasche den Schein und reichte ihn herum. Als der Schein bei mir angekommen war, faltete ich ihn sorgsam zusammen und hielt ihn über die Flammen. Ein fürchterlicher Schrei Onkel Emils gellte auf, als die Flamme den Schein zerfraß.

„Ich wollte dir nur die Arbeit abnehmen, lieber Onkel“, sagte ich mit harmlosem Gesicht. „Du wirst den Schein ja auch so wieder herbeischaffen können.“

„Ja, jawohl“, sagte Onkel Emil und rang sichtlich nach Fassung. Da er aber zu ahnen schien, daß sein mühsam gegründeter Ruhm auf dem Spiele stand, reckte er die Arme in die Luft, als beklage er den Untergang eines Königreiches und siehe da: In seiner rechten Hand erschien ein Zwanzigmarkschein, während ich das letzte Aschenrestchen auf den Boden streute. Er hütete sich jedoch, den Schein prüfen zu lassen.

Seit diesem Tage ist es aus mit Onkel Emils Zaubererherrlichkeit. Die Verwandtschaft hatte durch mein mutiges Beispiel auch die Kraft gefunden, Onkel Emils Tyrannei Widerstand entgegen zu setzen. Ruhe und Frieden sind damit wieder in der Familie eingekehrt.

Ich freue mich wirklich über diese Entwicklung. Um so mehr, als ich dabei bare zwanzig Mark verdient habe.

Ich kann nämlich auch zaubern.

Der Sträfling.

Weihnachtsskizze von Hans Hillebrand.

Mürrisch stapfen sie hinein in die kleine, festlich erleuchtete Kapelle. Ihre nagelbeschlagenen Schuhe klappern im Gleichschritt jahrelangen Drills über Fliesen, zwängen sich durch enge Bankreihen, bleiben wie angewurzelt stehen. Dann lastet Schweigen im Raum.

Dreißig Augenpaare stieren auf das Wunder eines von Silberfäden umsponnenen Weihnachtsbaumes, von dem ein stiller Glanz ausgeht, der irgendwie tröstet, friedfertig stimmt. Friedfertig? So sind diese Männer sonst nicht, deren Leben ein sinnloses Schicksal verpfuschte. Sie rebellierten gegen Zucht und Gesetze und büßen diesen Frevel mit Verlust ihrer Freiheit. Die Rebellen von gestern sind die Sträflinge von heute und — verdammt noch mal! — die Gemiedenen von morgen, wenn sie nicht lebenslänglich hinter Gittern bleiben oder mit Tod abgehen. Sie haben verspielt — damit basta!

Da sitzen sie nun, die Rauhbeine, einmal Gestolperte neben „duft'gen Jungens“ mit stumpfen Gesichtern, und blinzeln ins Helle. Sie hören es kaum, als die ersten Orgelklänge unendlich sanft und behutsam an ihre von der Kälte des zugigen Gefängnishofes steifgefrorenen Ohren dringen. Gleich Ertappten fahren sie hoch, da auf Sturmesfittichen das Präludium erzgewaltig durch die Kapelle braust. Ist einer unter ihnen, der jetzt nicht spürt, wie sich Schlacken in ihm lösen und das Herz unter der Sträflingsjacke schneller zu schlagen beginnt?

Jürgen Holger blickt auf. Langsam schreitet der Anstaltsgeistliche zum Altar, steht eine Weile stumm und feierlich vor dem Sinnbild der Weihnacht. Dann wendet er sich seinem Häuflein Hartgesottener zu. Wie Kerzentropfen fallen die ersten Worte von seinen schmalgekniffenen Lippen. O, daß er doch schwiege! denkt Holgar gequält.

„Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen." — „Das gilt uns nicht", schreit gellend etwas in ihm auf, „sondern den Anderen, Makellosen, Wohlanständigen!"

Ein Ruch von frisch verbrannten Tannenzweigen zieht durch den Raum. Inbrünstig saugt ihn der Sträfling in sich ein. Wie aus weiter Ferne hört er den Geistlichen sprechen. Vor seinen Augen wallen Schleier. Dann kommt die Klarheit. Und mit ihr die Erinnerung.

Dort prangt im Elternhaus der schön geschmückte Christbaum. Kinder jubeln glockenrein die altvertrauten Weisen. „Es ist ein Ros' entsprungen" ... „Sieh Jürgen", vernimmt er des Vaters sonore Stimme, „wie sie aufmarschieren und paradieren, deine Zinnsoldaten." Daran denkt er, als Jahre später flammende Geschütze den Frieden tot brüllen. Im Dreck und Blut eines zerschossenen Schützengrabens. Als Jürgen Holger, der Mann, auf den zu Hause eine junge Frau, ein pausbäckiges Büblein wartet, eine endlos lange, unheilige Weihnacht auf Sappenposten neben toten Kameraden durchwacht. Sind wir nicht samt und sonders Zinnsoldaten, mit denen das Schicksal spielt?

Eines Tages flattert der Frau ein Telegramm ins Haus. Jürgen Holger ... vermißt. Vermißt! Das schrecklichste Wort des Krieges. Dann nimmt das Schicksal unbarmherzig seinen Lauf. Als Jürgen Holger elend und zerrissen mit den ersten Kriegsgefangenen aus Sibirien heimkehrt und mit einem Freudenschrei über die Schwelle seiner schmucken Wohnung stolpert, mitten zwischen die kärgliche Weihnachtsbescherung der Seinen, da läuft ihm nur sein kleiner Bub jauchzend entgegen. Nur — sein — kleiner — Bub! Denn die Frau steht mit entsetzensweiten Augen am Gabentisch, und der Arm eines fremden Mannes hält sie fest umschlungen.

„Auseinander!" schreit Holger. Sie rühren sich nicht. Starren ihn feindselig an aus bleichen, verkrampften Gesichtern. Da reißt er den Revolver heraus. Drückt ab. Entseelt bricht der Andere zusammen. „Leb' wohl!" sagt leise die Frau und geht mit dem Kinde hinaus in die schweigende, sternklare Christnacht ...

Ist das der Anfang vom Ende? zermartert Jürgen Holger sein Hirn, als sich die Pforten des Zuchthauses hinter ihm schließen. Hart ist die Fron, freudlos das Dasein. Die Zeit — steht sie still? Wann winkt die ersehnte Erlösung?

Als sei er aus tiefem Traum erwacht, schaut Holger verständnislos um sich. Wo ist der Pfarrer? Warum spricht er nicht mehr? Warum sitzen die Sträflinge stocksteif wie Ölgötzen um ihn herum? Und wieder ist es die Orgel, die ihm Antwort gibt. „Friede auf Erden" schwillt sie ihm machtvoll entgegen. Um ihn her fallen rauhe Stimmen ein. Sträflinge singen!

Da steigt es heiß in Jürgen Holger empor. Ein Zittern befällt seinen Körper. Jahrelang verhaltene Spannung drängt stürmisch nach Erlösung. Wie von unsichtbarer Hand gefällt, stürzt er, noch im Fallen den strahlenden Christbaum mit liebevollem Blick umfassend, zu Boden. Unter brausendem Orgelklang tragen ihn Sträflinge aus der Kapelle. — —

Als er nach Stunden der Ohnmacht im Krankensaal der Anstalt zu sich kommt, überreicht ihm der Wärter einen Brief. Mit fiebrigen Händen öffnet ihn der Kranke und liest: Lieber Jürgen! Vergib, wenn du kannst. Wir warten auf dich. Und wünschen dir gläubige Weihnacht.

Eva und Bübchen.

Jürgen Holger schweigt. In ihm aber blüht der Weihnacht heiligstes Wunder: gütige, selbstlose Liebe, die alles begreift und alles verzeiht ...



Bunte Chronik



* **Ein fliegender Geschäftsmann.** Nach einem Monatsflug gelangte kürzlich ein holländischer Geschäftsmann namens van Tejen aus Amsterdam nach Sumatra. Mit diesem Flug schlug van Tejen einen Rekord, wohl nicht in bezug auf die kürzeste Flugzeit, sondern weil er der erste Geschäftsmann gewesen ist, der auf eigene Faust und im eigenen Flugzeug die Strecke von Europa nach dem Fernen Osten zurückgelegt hat. Van Tejen ist kein Flieger von Beruf, sondern Chef der Exportabteilung eines großen holländischen Industrieunternehmens. Während seiner Luftreise besuchte er die Kunden seiner Fabrik und tätigte neue Abschlüsse. In absehbarer Zeit wird es vielleicht gang und gäbe sein, daß die Geschäftsleute sich dieses Transportmittels bedienen, genau wie es jetzt zur Selbstverständlichkeit gehört, daß reisende Kaufleute und Vertreter ein eigenes Auto haben. Wir sind aber noch nicht so weit, und heute muß die Leistung van Tejens voll gewürdigt werden. Am 15. Oktober startete er mit seinem Flugzeug aus Holland. Die Reise ging zuerst nach Berlin, wo er einen Tag verbrachte. Von Berlin aus flog er nach Prag. Auf der Südseite des Erzgebirges geriet das Flugzeug in Sturm. Van Tejen war gezwungen, zurückzufliegen und landete in Dresden. Am Tage darauf setzte er seinen Flug fort. In Prag und später auch in Wien wurde der mutige Geschäftsmann durch Gewitter und Nebel an der Weiterreise verhindert. Es gelang ihm aber, alle Schwierigkeiten zu überwinden und über Budapest nach Belgrad zu kommen. Hier begann der schwerste Teil der Reise. Es regnete in Strömen, der Motor arbeitete unregelmäßig. Mit großer Mühe kam van Tejen bis Konstantinopel. Von der Bosporus-Stadt aus ging der Flug über die Taurusgebirgs-Kette nach Adana und Aleppo. Auf der asiatischen Strecke war das Wetter günstig. In zehn weiteren Etappen gelangte der fliegende Geschäftsmann glücklich nach Sumatra, wo seine Firma eine Filiale und ein Verkaufslager besitzt.

* **Absichtlicher Hungertod eines Arztes.** Auf einer kleinen Farm in der Bretagne in Frankreich verschied nach 58 Hungertagen der russische Arzt Dr. Merab. Dieser gewollte Tod des Arztes erregte in der ganzen Umgebung großes Aufsehen. Die Ursache des eigentümlichen Selbstmordes ist unbekannt. Fest steht nur, daß Dr. Merab ein gläubiger Mann war und deswegen den Hungertod wählte. Dr. Merab war 64 Jahre alt. In Rußland geboren, studierte er in Konstantinopel und Paris, war mit einer Französin verheiratet und führte ein unruhiges und abenteuerliches Leben. Jahre hindurch reiste er durch Zentralafrika, beteiligte sich an Löwenjagden, erforschte das Leben und die Sitten wilder Negerstämme. Später gelangte er nach Abessinien und wurde Leibarzt des früheren abessinischen Kaisers Menelik. Seine Frau, die 20 Jahre jünger war als er, begleitete ihn auf allen seinen Reisen und starb vor 2 Jahren in der abessinischen Hauptstadt Addis Abeba. Der Tod der über alles geliebten Frau erschütterte Dr. Merab so sehr, daß er seine Stellung in Abessinien aufgab und nach der Bretagne abreiste. Es begannen für den unruhigen Mann stille, einsame, ruhige Tage. Er war bereits zu alt, um sich in neue Abenteuer zu stürzen. Das zurückgezogene Leben eines verlassenen Mannes bekam ihm aber nicht. Einmal sagte er dem Dorfabt: „Mein Religionsglaube verbietet mir, Selbstmord zu begehen. Ich werde mir deshalb keine Gewalt antun. Ich will nur aufhören, meinem Körper Nahrung zuzuführen, damit mein Leben von selbst erlischt. Darauf begann Dr. Merab zu fasten. Es war ein tragisches Bild. Alle Menschen in der Umgebung wußten genau, daß der russische Arzt langsam einen gewollten Hungertod stirbt. Alles Zureden war vergeblich. Zu einer Zwangsernährung wagte man nicht zu greifen.

Lustige Rundschau



* **Adam in England.** Herr Adam fährt nach London, mietet ein Zimmer, schreibt an die Tür: Adam. Daraufhin nennen ihn die Leute nach englischem Gebrauch: Edem. Nanu?, denkt Adam, aber ihm soll's gleich sein, nimmt einen neuen Zettel, schreibt an die Tür: Edem. Natürlich nannten ihn die Engländer von nun ab: Idem. Verflucht, dachte Adam, was soll man tun? Egal, nennen wir uns Idem. Und er schreibt seinen neuen Namen an die Tür. Worauf man ihn schnurstracks: Eidem titulierte. Da packte ihn die Wut, er holte ein Stück Kreide und schrieb groß an die Tür: Adam. **Peter Prior.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.